

1. Auflage / eBook-Ausgabe August 2026

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de>
abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus
Informationen insbesondere über Muster, Trends und
Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu
gewinnen, ist untersagt.

Copyright © 2026 Tarek Bamberger

Lektorat & Korrektur: Susanne Mang, Lektorat Buchbiene
Covergestaltung: Dream Design - Cover and Art

Dieser Roman orientiert sich eng an historischen Ereignissen und realen Schauplätzen der letzten Kriegstage im Mai 1945. Zahlreiche geschilderte Geschehnisse beruhen auf historischen Quellen und entsprechen in ihrem grundsätzlichen Ablauf der historischen Wirklichkeit.

Für die literarische Gestaltung wurden jedoch einzelne Personen, Orte, Dialoge sowie zeitliche Abläufe verändert, verdichtet oder frei gestaltet. Historische Figuren treten teilweise in fiktionalisierter Form auf oder wurden mit erfundenen Charakteren verbunden. Auch Orts- und Zeitangaben können aus dramaturgischen Gründen angepasst worden sein.

Der Roman versteht sich daher nicht als dokumentarische Darstellung, sondern als literarische Annäherung an historische Ereignisse und ihre menschlichen Folgen.

Aber man hat es doch befohlen, flüsterte der eine.
Aber wir haben es getan, schrie der andere.
Aber es war furchtbar, stöhnte der eine.
Aber manchmal hat es auch Spaß gemacht,
lachte der andere ...
Richtig Spaß.

Wolfgang Borchert

— in der Hoffnung, dass Freiheit und Verantwortung
einander nicht verlieren.

Inhalt

Prolog	1
Ein Rest von Krieg	7
Paravent	49
Unter der Uhr	110
Still - Die Briten kommen	127
Zwischen Befehl und Stillstand	150
Harte Schatten	180
Ab jetzt	189
Staub im Archiv	217
Spurensuche zwischen Akten und Menschen ..	273
Die falsche Spur: Klinghardt	298
Zwei Namen, ein Schatten	329
Kalte See	370
Vor dem Horizont	422
Aufbruch	453

Prolog

*Liegeplatz: Geltinger Bucht – vor
Anker / Bordzeit: MESZ
(Mittleuropäische Sommerzeit,
UTC+2) / Wetterlage: morgens
bedeckt, Sicht eingeschränkt,
Wind WNW 2-3, See ruhig /
Sonnenaufgang: 05:04 Uhr MESZ*

(Logbuch „Buéa“)

05:00 Uhr am Morgen. Eine ungemütliche, kühle Brise aus dem Westen kräuselt leicht das Wasser in der Bucht. Der Krieg ist vorbei. Es ist der 10. Mai 1945 und es ist Frühling – doch noch lange kein Frieden. Der zweite Tag eines vorsichtigen Luftholens, nach Jahren der Angst, der Parolen und des Schweigens. Ein schmaler, heller Streifen am Horizont kündigt den neuen Tag an.

Im Zwielficht, noch kaum zu erkennen,
liegt in der Geltinger Bucht der
Flensburger Förde eine Gruppe grauer
Kriegsschiffe vor Anker. Der Rest eines
einst großen Geschwaders. Nun sind es
nur noch wenige Schiffe. Unter ihnen
die Buéa, deren Heck auf die Küste des
vergangenen Deutschen Reichs zeigt.

Einundachtzig Meter misst die Buéa,
einst ein Passagierschiff, dann
umgebaut. Jetzt dient sie als
Begleitschiff zur Versorgung der U-
Boote, der Minensucher und anderer
Schiffe des Verbands mit Waffen,
Treibstoff, Kriegsmaterial sowie auch
Soldaten. Sie alle, die Schiffe und die
Menschen, liegen da und warten ab. Die
alten Befehle gelten nicht mehr und
neue gibt es noch nicht. Es ist ein
Warten auf die Alliierten, besonders auf
die Briten, die hier bald das Sagen
haben werden. An Land und auf See. In
der Luft ist ohnehin schon lange
niemand mehr.

Auf dem Achterdeck der Buéa tritt
eine Gruppe von Matrosen zusammen.
Grau und dicht ist die Wolkendecke
und lässt das junge Tageslicht nicht
durch. Schemenhaft heben sich die

Gestalten vom Dunkel des Wassers und der Landlinie ab. Nur vom achtern geführten Positionslicht fällt ein schwacher Schein aufs Deck. Vorbereitungen werden getroffen. Vertäute Kisten werden gelöst und weggetragen. Das Achterdeck wird leer geräumt. Die Männer arbeiten zügig und vermeiden es, laut zu sein. Als sie fertig sind, verschwinden sie wieder unter Deck.

„Bereit, Herr Kapitän“, meldet der erste Wachoffizier dem Kommodore, der am Kartentisch seiner Kammer sitzt und zur Bestätigung kurz nickt.

„Dann lassen Sie antreten.“ Der Kommodore steht auf. Seine massige Statur wirkt übergroß in der kleinen Kammer. „Ohne viel Tamtam. Sie wissen, leise und schnell. Dann hat der Spuk ein schnelles Ende.“ Er setzt seine Mütze auf. Sein Gesicht glänzt, er schwitzt.

„Aye, Kapitän! Die Männer wissen Bescheid. Machen Sie sich keine Sorgen.“

Der Kommodore tritt ganz nah an den Offizier heran. „Ich mache mir nie Sorgen, mein guter 1WO. Ich will nur,

dass die Sache hier glatt über die Bühne geht.“ Er klingt angespannt, gereizt. „Wenn hier was schiefgeht, ist es nicht mein Hintern allein, um den es dann geht.“ Er sieht den Offizier eindringlich an, macht eine Pause. „Und jetzt genug mit der Quasselei. Bringen wir es hinter uns.“

„Aye, Herr Kapitän“, antwortet der Erste Wachoffizier, ebenfalls ein großer Mann.

Ein paar Sonnenstrahlen schaffen es endlich, die Wolkendecke zu durchbrechen. Doch auch sie können diesem grauen Tag kaum Kontrast und Farbe schenken. Auf dem Achterdeck der Buéa stehen drei Matrosen mit Gewehren bereit. Sie stehen in Formation auf der Steuerbordseite. Links von ihnen der 1WO. Er gibt den Befehl zum Anlegen der Gewehre. Nur noch der Bruchteil eines Augenblicks, dann wird der Befehl zum Schießen kommen. Die Finger der Matrosen an den Abzügen spannen sich.

Dann bleibt die Zeit stehen. Nur der Wind bläst unbeirrt weiter und die Wellen schlagen gegen den stählernen Rumpf. Den angelegten Gewehrläufen

stehen drei junge Männer gegenüber.
Ebenso Soldaten. Doch jetzt: drei
Abgeurteilte ohne Ehre. Die Augen
verbunden, die Arme auf dem Rücken
gefesselt. Nur wenige Meter sind
zwischen den Männern mit Gewehren
und den Männern ohne Morgen.

„Nein – das kann nicht sein“, tobt
die Stimme im Kopf des Ersten. Das
darf nicht sein! Es darf nicht sein! Ein
letztes Mal atmet er so viel Luft ein,
wie er kann. Das Licht! Denk an die
Sonne! Die Sonne! Nichts anderes
nimmt er noch wahr. Er spürt seinen
Körper nicht mehr, hört nicht mehr
den Wind. Hält die Luft an.

Der Zweite träumt. Und auf einmal
ist sie da. Er sieht sie vor sich.
Endlich. Wie lange hat er diesen
Augenblick herbeigesehnt.

Frieda – nur wir beide. Dieser
Sommertag, das Glück. Er spürt es in
jeder Faser. Wie sehr er sie liebt. Er
hat sie – und sie hat ihn. Ein Leben
lang. Nur wir beide und dieser
wunderschöne Sommertag.

Wie die Flagge im Wind schlägt,
nichts anderes hört der Dritte. Warum
eigentlich – sind wir nicht einfach

weitergelaufen? Wir haben nichts
Schlimmes getan. Der Krieg war
vorbei, hat man uns gesagt. Gedanken
fluten seinen Kopf. Wie die Flagge da
so achteraus im Wind schlägt,
beruhigt ihn. Wir haben keine Angst.
Was soll auch geschehen?

Die Angst erfasst ihn doch. Gleich
werden seine Beine ihn nicht mehr
tragen. Er spürt sein Herz wild rasen.
„Nein!“ Es donnert. „Ich will das
nicht!“, schreit er.

Drei Schüsse. Drei Leben genommen.
Kein Krieg mehr – und auch kein
Frieden.

Ein Rest von Krieg

*„Seit fünf Tagen hier. Heute zum
ersten Mal ohne Hilfe aus dem
Bett raus. Der Krieg ist vorbei.
Kaum zu glauben. Hier geht alles
seinen Gang. Auch "Heil Hitler"
rufen noch einige aus.“*

(Tagebuch Joachim Farmer, 15. Mai
1945)

Durch das halb offene Fenster drang lautes Möwengeschrei. Joachim Farmer saß auf der Kante seines Krankenbetts und las noch einmal die Zeilen in seinem Tagebuch, die er gerade mit zittriger Hand geschrieben hatte. Es war eigentlich nur eine lose Blattsammlung, Papier war schon seit langem Mangelware. Unzufrieden musterte er das Geschriebene. Seine Handschrift war ein einziges Gekritzelt. Daran würde er sich nun gewöhnen müssen.

Das Licht der Frühlingssonne fiel auf die Betten im Erker am Ende des Flurs. Farmer legte die Notizen zur Seite,

stand auf und lehnte sich an das Fenster. Draußen ließen sich die Möwen vom Wind tragen, der durch das junge Grün der Bäume streifte, während unten auf dem Gelände des Marinestützpunkts Mürwik ein reges Treiben herrschte. Soldaten mit Akten eilten über den Kasernenhof. Schräg gegenüber befand sich der Eingang des Hauptgebäudes. Hohe Offiziere wurden dort vorgefahren und abgeholt.

Farmer hatte gelesen, dass der Bau dieser Anlage an die Marienburg in Westpreußen angelehnt war. Mit Stufengiebeln und weit ausladenden Flügeln thronte das Gebäude über der Förde. Doch in diesen Tagen war der Stützpunkt einfach nur ein übergroßes und überfülltes Lazarett und Flüchtlingslager. Fast vollständig eingeschlossen von britischen Truppen. Eine Exklave. Der letzte Fetzen Land des Deutschen. Hitlers Nachfolger, Großadmiral Dönitz, regierte nun von hier eine Nation, die es nicht mehr gab. Nur noch an diesem Ort war es erlaubt, Uniform und Waffen zu tragen. Eine Besonderheit, von der Farmer noch nichts wusste, während er aus dem

Fenster sah. Von den Entwicklungen der letzten Tage hatte er kaum etwas mitbekommen. Und doch wirkte das alles wie der Blick in die Vergangenheit.

Gestrandet und verloren, dachte er. Kaum etwas erinnerte mehr an das, was einmal gewesen war. Hinter ihm lagen die Flure und Zimmer, voll mit Verwundeten. Zusammengepfercht. Mutlos. Niemand dachte mehr ans Weiterkämpfen. Stattdessen Erschöpfung, Resignation und Leid. Hier war alles beherrscht von Leere. Vielleicht auch vom eigenen Ende. Von Frühlingserwachen keine Spur. Gestrandet und verloren eben.

Der erneute Schrei einer Möwe riss ihn aus seinen Gedanken. Es war Zeit, den Pflichten eines Verwundeten nachzugehen. Ein letzter Rest Routine. Mit etwas Mühe und fast schon ohne Schwierigkeiten richtete er sich auf. Auf zum Verbandswechsel. Es war nicht weit bis zum Stationszimmer am Ende des Lazarettflurs, und doch würde ihm der Weg viel abverlangen. Aber seit gestern konnte er den Weg bereits ohne

fremde Hilfe gehen und er war froh über die Abwechslung.

Der Flur war überfüllt mit Betten. Tag und Nacht stöhnte jemand. Schrie, fluchte oder weinte. Hier und da aber lag einer ganz still – und starb für sich allein. Kurz darauf brachten sie den nächsten Kameraden.

Farmer schaute auf sein Nachbarbett. Da lag er – der nächste Kamerad. Gestern am späten Abend hatte man ihn gebracht. Fast komplett einbandagiert. Viel mehr hatte Farmer in der spärlichen Beleuchtung nicht mehr erkennen können. Schaut aus wie eine Mumie, war Farmers erster Gedanke, als er ihn so bei Tageslicht dort liegen sah. Nur ein kleiner Spalt für die Augen und einer für den Mund waren frei geblieben. Zwei kurze Schläuche ragten von dort heraus.

Die letzten Stunden mussten für ihn ein Albtraum gewesen sein. Die ganze Nacht hatte er geschrien und fantasiert und Farmer hatte versucht, ihn zu beruhigen. Aber es war sinnlos gewesen. Zu stark mussten sein Schmerz und das Fieber gewesen sein, sodass nur noch mehr Morphium ihm

Linderung verschafft hatte. Jetzt endlich schlief er tief und fest, röchelte jedoch bei jedem Atemzug laut.

Am Fußgelenk hatte man seine Erkennungsmarke befestigt. Viel stand nicht drauf, doch Farmer konnte das Wenige deuten.

254 - 2. Kp. M.A.A. 618 | O |
HENSCHEL

„Halt’ durch, Matrose Henschel“, flüsterte er ihm zu. Er würde es nicht hören, aber der Mann tat Farmer leid.

Farmer zählte die Betten auf dem Flur. Sie standen so eng zusammen, dass er kaum zwischen ihnen durchkam. Unauffällig musterte er die Verwundeten und schaute, wer wohl neu war. Ein weiterer Schwerverwundeter fiel ihm auf. Auch dieser war vollkommen bandagiert, genau wie der Mann neben ihm. Er lag ebenso starr in seinem Bett und trug die Marke auch am Fußgelenk. Dicht bei ihm stand ein Matrose mit einem Kopfverband, den bandagierten Arm in einer Schlinge. Das Bett daneben war leer, dann war das wohl sein Bettnachbar.

„Ich bin's, Klinge – du weißt“, hörte er ihn zum Verletzten sagen.

Farmer und er nickten einander zu und Farmer bereute es sofort. Die Bewegung schmerzte im Nacken. Er kam ins Wanken und musste sich an der Schulter des Matrosen abstützen. Flüchtig berührte dieser seine Hand.

„Das wird schon, Kamerad“, sagte er zu Farmer und wandte sich wieder dem Verletzten im Bett zu.

„Danke.“ Der Schmerz durchzog nicht nur seinen Nacken, er ergriff, wie eine feurige Hand, den ganzen Kopf. Aber schließlich fing er sich wieder.

Der weitere Weg über den Flur war für ihn Ablenkung und Übung zugleich. Seit seiner Verwundung hatte er das Gefühl, dass sein Gehirn nicht mehr richtig wach war. Träge. Das beschrieb es wohl am besten. So vieles nahm er nur wie durch Watte wahr. Die Tage rauschten an ihm vorbei, wie die Möwen am Fenster eben.

Als er endlich die Bank vor dem Stationszimmer erreichte, war kein Platz mehr für ihn frei. Erschöpft lehnte er sich an die Wand, betrachtete die anderen. Zusammengesunken, mit

leerem Blick, saßen sie da und hingen schweigend ihren Gedanken nach.

Nach einiger Zeit bog Schwester Mathilda um die Ecke. Sie blieb vor Farmer stehen und lächelte ihn an. Nur ein wenig. Und es schien Farmer, dass ihre Augen ihn anstrahlten. Auch nur ein wenig. Doch es reichte, um sich für diesen Augenblick als Joachim Farmer zu fühlen.

„Dann sind Sie wohl der Nächste, Herr Farmer. Hier entlang.“ Sie deutete auf die Tür des Untersuchungszimmers. „Der Stabsarzt muss heute noch einmal einen Blick auf Ihren Flügel werfen“, sagte sie und zeigte auf seinen rechten Arm.

„Flügel trifft es gut. Ein gesunder Arm wäre mir lieber.“ Das war ihm so herausgerutscht. Er wollte die Schwester nicht in Verlegenheit bringen.

„Ein Flügel ist besser als nichts – oder?“ Farmer musste lachen.

Dr. Kusch saß bereits neben der Untersuchungsliege und machte sich Notizen, während Farmer seinen Oberkörper freimachte.

„Ich bin zufrieden mit Ihnen, Farmer“, sagte der Arzt, nachdem er seine Untersuchung beendet hatte. „Die Wunden heilen jetzt gut.“

„Immerhin.“

Dass das Ellenbogengelenk steif bleiben und einige Splitterfragmente im Nacken- und Kopfbereich zurückbleiben würden, hatte man Farmer schon vor ein paar Tagen gesagt.

„Sie werden sich daran gewöhnen.“ Kusch zog kaum merklich eine Augenbraue hoch. Kurz trafen sich ihre Blicke. Farmer mochte ihn.

„Sie bleiben noch einige Tage hier oben bei uns. Bis die Wunden genügend verheilt sind. Ich will nicht, dass Sie sich da draußen noch einmal eine Sepsis holen. Die würden Sie da unten nicht überleben.“ Dr. Kusch deutete in Richtung Fenster und machte eine Pause, bevor er weitersprach.

„Da draußen fehlt es einfach an allem. Essen, Trinken. Einfach an allem.“

Mühsam drehte sich Farmer zum Fenster. Dort unten sah es schrecklich aus. Keine ordentlich uniformierten Soldaten. Kein geschäftiges Treiben.

„Mir war gar nicht klar, dass die Lage so ernst ist.“

Er sah weiter hinaus. Das Wäldchen verdeckte den größten Teil der Sportanlage. Doch was zu erkennen war, reichte. Graue und olivfarbene Zelte, dicht gedrängt auf dem ehemaligen Sportplatz. Dazwischen schleppten sich Menschen umher, langsam, gebückt, erschöpft. Einige saßen einfach auf dem Boden herum, als hätten sie längst aufgegeben, noch einen Platz für sich zu suchen.

Von all dem hatte Farmer auf der Lazarettstation nichts mitbekommen. Nach der Verwundung und in den Tagen des langen Schiffstransports hierher, hatte die Welt um ihn herum nicht existiert. Erst jetzt wurde ihm das klar.

„Hier drinnen tickt die Uhr anders, Farmer.“ Dr. Kusch schien seine Gedanken erraten zu haben.

„Dass Sie wieder hier rumlaufen, ist eher eine Ausnahme. Es sah wirklich schlecht für Sie aus. Sie haben Glück gehabt, Farmer. Viel Glück.“

Farmer fiel erst jetzt auf, wie kraftlos Dr. Kusch da auf dem Rand der

Untersuchungsliege neben ihm saß – wie schmutzig sein Kittel war. Da war nicht mehr viel an diesem Mann, was frisch wirkte.

„Danke“, sagte Farmer nach einer Pause verlegen. Mehr war ihm nicht eingefallen.

„Mir müssen Sie nicht danken.“ Der Stabsarzt nahm die Brille ab und rieb sich die Augen.

„Wie sieht es mit Unterstützung aus? Die muss doch auf dem Weg sein.“

Farmer richtete den Blick auf Schwester Mathilda, die bis eben damit beschäftigt gewesen war, seine Verbände wieder zu erneuern. Und auch die sahen nicht frisch aus. Ihre Blicke trafen sich. In ihrem Gesicht spiegelte sich jetzt ein sarkastischer Ausdruck. Er bereute, dass er die Frage überhaupt gestellt hatte.

„Unterstützung?“, wiederholte Dr. Kusch überrascht. Einen Augenblick betrachtete er Farmer ernst. „Nein – woher soll die kommen? Es gibt kein Reich mehr. Keine Wehrmacht mehr, mein Lieber.“

„Aber Großadmiral Dönitz da drüben?“, versuchte Farmer es noch einmal.

Kusch schüttelte den Kopf. „Außer dieser kleinen Blase, in der wir uns befinden, ist alles in der Hand der Alliierten. Das hier ist jetzt das ganze Reich. Umschlossen vom Feind. Und es ist nur eine Frage von Tagen, bis die Briten auch hier einrücken. Dann ist es endgültig aus – ach was, das ist es jetzt auch schon.“

Kusch ging ans Fenster, beugte sich leicht vor, den Kopf wandte er weit nach rechts.

„Dönitz hat sie alle hierher befohlen.“ Der zynische Unterton war nicht zu überhören. „Die Vertriebenen. Die Verwundeten. Die Kameraden aus dem Ostseeraum. Und die Männer der SS.“ Er verzog kaum merklich den Mund. „Die musste allerdings niemand rufen. Die kamen von selbst. Sie nutzen das Chaos hier zum Untertauchen.“

Kusch hielt erneut inne. Schwester Mathilda, die neben der Tür auf einem Hocker saß, schwieg ebenfalls. Auch sie wirkte erschöpft. Von draußen drangen gedämpft die Geräusche der Station

durch die Tür, fern und unbestimmt. Farmer versuchte, das Gehörte für sich zu ordnen. All das hatte mit ihm nichts mehr zu tun. In seinem Kopf erwachte der Verstand.

Kuschs Worte klangen in ihm nach. Was wohl als Nächstes passieren würde? Das überlegte er und hegte dabei die leise Hoffnung, dass es gar nicht so schlimm werden würde. Immerhin lagen britische Truppen ringsum. Nicht die Russen.

„Dann sehe ich Sie in drei, vier Tagen noch mal“, unterbrach der Stabsarzt seine Gedanken. „Schonen Sie Ihren Flügel, Farmer.“

„Mach ich, Herr Stabsarzt.“ Farmer wollte sich ihm zudrehen. Doch Kusch war schon nicht mehr im Raum.

„Ich habe hier etwas für Ihren neuen Bettnachbarn.“ Schwester Mathilda war ebenfalls aufgestanden und nahm eine Tasche vom Schrank hinter der Tür.

„Die lag bei seiner verbrannten Kleidung. Fast hätten wir sie weggeworfen.“ Sie hielt eine flache Tasche aus Leder hoch. „Können Sie ihm die zurückgeben?“

„Er ist nicht ansprechbar. Und kann seine Arme nicht bewegen“, sagte Farmer etwas zögerlich. Wusste sie denn nicht, wie verletzt der arme Kerl war?

„Ich weiß.“ Ein entschuldigendes Lächeln durchzog ihr Gesicht. „Ich meine, legen Sie sie einfach unter sein Kopfkissen. Dort ist sie sicher.“ Schwester Mathilda machte eine kurze Pause und schien den nächsten Satz abzuwägen. „Und vielleicht können Sie auch ein Auge auf ihn haben. Es ist ein hartes Schicksal, dass es ihn jetzt noch so erwischt hat. Jetzt, wo der Krieg vorbei ist.“

„Was ist passiert?“ Farmer nahm die Tasche mit der unverletzten linken Hand.

„Feuer an Bord, beim Räumen mit der Munition.“ Sie hielt kurz inne, bevor sie weitersprach. „Brandverletzungen sind schrecklich. Und seine Verbrennungen sind so großflächig. Er muss entsetzliche Schmerzen haben. Darüber darf man gar nicht nachdenken.“ Sie sah Farmer an. „Tun Sie mir einen Gefallen und kümmern Sie sich um den armen Kerl. Lange wird es nicht dauern

mit ihm. Oder es muss ein Wunder
geschehen.“

„Das werde ich machen“, sagte er und
dachte an den bandagierten Albrecht
Henschel, der hilflos in seinem Bett lag.

Der Rückweg über den Flur zog sich.
Farmer musste sich einige Male bei
Kameraden am Bett abstützen und kurz
innehalten. Viele bemerkten ihn gar
nicht. Sie waren selbst zu schwer
verwundet und lagen teilnahmslos in
ihren Feldbetten. Den Blick starr zur
Decke gerichtet. Völlig erschöpft kam er
an seinem eigenen Bett an. Was sollte er
mit der Tasche machen? Er traute sich
nicht, diese dem schlafenden
Kameraden einfach unter das
Kopfkissen zu schieben, und legte sie
erst mal auf dem Nachttisch ab. Dann
endlich fand auch er den Weg ins Bett.

Die ausdruckslosen Gesichter seiner
verletzten Kameraden verfolgten ihn
noch beim Einschlafen. Dennoch fiel er
irgendwann in einen tiefen traumlosen
Schlaf.

Bis ein gequälter Laut ihn aufweckte.

Im Nachbarbett atmete Henschel schwer. Farmer erhob sich mühsam. Wie lange hatte er geschlafen? Die Sonne war inzwischen weitergezogen und das Licht im Erker und im Flur war dunkler geworden. Es war bereits später Nachmittag. Farmer fühlte sich noch ganz benommen. Wieder ein Stöhnen. Unruhe, obwohl sein Bettnachbar sich kaum regen konnte. Doch sein Kopf bewegte sich hin und her.

„Hier – hier bin ich“, flüsterte Henschel leise und undeutlich im Halbschlaf. „Mach die Tür auf, bitte!“, sagte er in flehendem Ton. Er hob dabei seinen bandagierten Arm etwas an, aber der Schmerz ließ ihn sofort zusammenfahren und er stöhnte laut auf.

Farmer saß wie versteinert da. Er wollte schon die bandagierte Hand von Henschel ergreifen, ihn beruhigen, als ihm gerade noch klar wurde, dass jede Berührung nur noch mehr Schmerz bedeuten würde. Also redete er auf ihn ein, um ihn zu beruhigen.

„Du bist hier in Sicherheit, Kamerad“, sagte er und wiederholte es leise. Er konnte sehen, wie Henschel seine

Augen etwas öffnete. Sie waren völlig verquollen. Er drehte den Kopf nur leicht zu Farmer herüber.

„Was ... Was ist?“ Weiter kam er nicht. Seine Stimme war leise und brüchig.

„Du bist im Lazarett.“ Farmer stand auf und beugte sich zu Henschel hinab. Er machte eine Pause, damit Henschel ihm folgen konnte. Dann sprach er ruhig weiter.

„Bei euch gab es einen Unfall, doch du bist in Sicherheit.“ Farmer biss sich auf die Lippen. War es richtig gewesen, den Unfall zu erwähnen?

Es dauerte. Henschel brauchte sehr lange. Schließlich blinzelte er zögerlich. Etwas wühlte ihn auf, schien ihn zu beunruhigen.

„Nein, verdammt, es war kein Unfall“, sagte Henschel abwehrend. „Sie wollten uns umbringen.“ Dann brach er ab und rang nach Luft. Die wenigen Worte erschöpften ihn bereits.

„Durst.“

Vorsichtig gab Farmer ihm etwas zu trinken. Nur wenige Tropfen. Es dauerte eine ganze Weile, bis Henschel wieder mehr und mehr zu sich kam und auch sein Atem sich beruhigte. Weiter, still

und starr liegend, ließ er den Blick durch den Raum wandern.

„Ich bin Joachim“, sagte Farmer leise. „Ich habe das Bett neben dir.“ Er stellte das Wasser zurück auf den Nachttisch.

„Dein Name ist Henschel, das habe ich schon rausbekommen.“

„Die Marke“, röchelte er. „Albrecht Henschel“, sagte er langsam.

Farmer zeigte ihm die Tasche. „Die hier hat man mir für dich mitgegeben.“

„Danke, das ist gut.“ Ein leichtes Zucken durchfuhr seinen Arm, als wolle er nach der Tasche greifen. Doch er hielt inne. „Geht nicht, die Schmerzen“, sagte er stattdessen gepresst.

„Soll ich sie unter dein Kopfkissen legen?“, fragte Farmer, während er bereits vorsichtig das Kissen anhob und sich über Albrecht Henschel beugte.

„Nein, nicht – warte.“

Henschel dachte angestrengt nach. Farmer sah es an seinen Augen. Nach einer Weile fuhr er fort – jedes Wort sprach er schleppend und schwerfällig.

„Bitte, nimm du die Tasche.“ Wieder brauchte er eine Pause.

Dann sagte er: „Das hier ... ist meine Strafe.“

„Deine Strafe??“

"Das alles hier. Die Tasche, mach sie bitte auf.“

„Du kommst aus Ostpreußen – oder? Man kann es hören.“ Vielleicht half ihm der Gedanke an die Heimat etwas, lenkte ihn zumindest ab.

Die braune Tasche war kaum größer als ein Buch. Eine Mischung aus Kartentasche und Meldertasche, wie sie die Kradmelder für ihre Befehle bei sich hatten. Ihre flache Form und das abgewetzte Leder deuteten darauf hin, dass Henschel sie wahrscheinlich unter seiner Jacke oder seinem Hemd getragen hatte. Auf dem messingfarbenen Verschluss waren seine Initialen im Metall eingraviert. Schwungvoll und mit Schnörkel.

„Gut gehört.“ Die Antwort auf die Frage nach seiner Heimat strengte Henschel sichtlich an. „Tilsit“, fügte er noch hinzu.

Der Verschluss sprang sofort auf, als Farmer den Knopf drückte. Er klappte die Tasche auf.

„Was soll ich rausholen?“ Er schaute zu Henschel. Dieser hatte den Kopf leicht in seine Richtung gedreht.

„Da muss eine Seite – also ein Zettel – vorn in der Mappe sein.“

Farmer nahm eine Ledermappe aus der Tasche. „Soll ich es dir vorlesen?“

„Nein, nicht nötig. Ich möchte, dass du es liest.“

In der Mappe lagen einige lose Seiten und auch ein Buch. Obenauf, als erstes Blatt, lag die einzelne Seite. Sie war irgendwo herausgerissen worden, sodass ein Teil des Textes nun fehlte. Sie war eng und gleichmäßig beschrieben und hatte viele Unterteilungen. Die Eintragungen waren sehr ordentlich und mit Tinte verfasst worden.

„Hast du sie?“ Henschel klang ungeduldig.

„Ich denke schon ... Was ist das?“

„Aus unserem Logbuch“, flüsterte Henschel.

Es war kein leichtes Vergehen, Seiten aus einem Schiffstagebuch herauszureißen, überlegte Farmer. Schließlich handelte es sich dabei um ein offizielles Dokument. Das wusste selbst er.

„Bitte, lies es“, wiederholte Henschel mit so viel Nachdruck, wie es ihm möglich war.

Farmer setzte sich auf sein Bett und begann zu lesen. Zeile um Zeile, dokumentierte Positions- und Wetterdaten und die Besonderheiten einiger Tage. Jeder Eintrag schloss mit einer akkurat gezogenen Linie und einer Bestätigung mit einem Namenskürzel. Immer wieder fehlte Text. Die ganze linke Spalte, es musste jene mit den Datumsangaben gewesen sein, fehlte vollständig. Ein Eintrag stach hervor. An diesem Tag hatte es wohl mehr zu berichten gegeben als an den übrigen Tagen. Farmer las die Einträge. Es war das kurze Protokoll einer Hinrichtung. Drei Matrosen waren an diesem Tag auf dem Achterdeck erschossen worden.

06:00 Uhr:

*Vorbereitung zur Durchführung des
vollstreckten Kriegsgerichtsurteils
gegen*

*- Fritz Wehrmann (Matrose), geb.
14.02.1919*

- Alfred Gail (Funkmaat), geb.
03.07.1924
- Martin Schilling (Obergefreiter),
geb. 21.08.1922

*wegen Fahnenflucht, gemäß
Standrecht. Drei verurteilte Matrosen
unter Bewachung auf das Achterdeck
überführt. Drei Mann für
Erschießungskommando angetreten.*

Farmer hob den Kopf. Sein Atem
stockte. Dieser Eintrag war so
ergreifend – und auf einmal fühlte es
sich so an, als wäre er mit an Bord. Bei
ihnen, den drei verurteilten Matrosen,
die dort standen und auf ihr Ende
warteten.